Wiedersehen mit André Gide

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **14 (1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-568919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wiedersehen mit André Gide

Die „Nation“ schrieb am 12. Juni 1946:

Wir sind in der Lage, im nachfolgenden das erste autorisierte Interview, das André Gide seit der Befreiung gegeben hat, zu veröffentlichen. Sein Freund, der bekannte holländische Schriftsteller und Politiker Jef Last, suchte André Gide nach langen Jahren der Entbehrungen und der Trennung auf. Im nachfolgenden schildert er dieses freudige Wiedersehen:

Pünktlich um 6 Uhr morgens war der Zug aus Holland in Paris angekommen. Ich hatte Angst, zu einer so frühen Stunde den Meister zu wecken, und kletterte in der Rue Vaneau, auf Zehenspitzen, die Treppe hoch, die zu seinem Appartement führte. So wie wir verabredet, lag der Schlüssel unter der Matte. Ganz leise schlich ich in die Wohnung. Aber ich hätte alle diese Vorsorgen nicht zu nehmen brauchen, denn der Meister, am vorigen Abend durch mein Telegramm gewarnt, wartete schon eine halbe Stunde auf mich und kam mir im Korridor entgegen. Als wir uns, zum erstenmal nach fünf langen Jahren, umarmt hatten, sah ich ihm in die Augen. Immer hatte ich Angst gehabt, einen gebrochenen Greis wiederzufinden. Jetzt staunte ich darüber, wie jung er aussah. Da erinnerte ich mich, wie ich ihm vor fünf Jahren an seinem Geburtstag schrieb: „Du mit deinen siebzig Jahren, bist noch immer der jüngste meiner Freunde.“ Es schien mir, daß diese Worte noch immer galten. Und dennoch, welch schreckliche Jahre muß er, der sein Vaterland so liebt, erlebt haben!

Aber Gide bagatellisiert sein persönliches Schicksal. Nein, materiell hatte er überhaupt nichts zu leiden. Da er sich in dem nicht besetzten Teil Frankreichs befand, war es ihm möglich, am 5. Mai 1942 nach Tunis auszuweichen. Gide vergißt meistens alle Daten, aber dieses wird er sich immer merken, weil es gerade ein Jahr war vor der Befreiung von Tunis. Auch hat er dort, bis in die letzten Monate, ziemlich ruhig arbeiten können. Dann aber wurden bei einem Einfall der italienischen Polizei in dem Haus seiner Freunde sehr belastende Teile des dort aufgehobenen Tagebuches Gides gefunden und der Gestapo übergeben. Aber Gide wurde gewarnt und konnte noch im letzten Augenblick untertauchen.

„Viel mehr als unter dem Exil“, sagt Gide, „habe ich damals gelitten unter dem moralischen Zerfall meines Landes. Es war wie eine erlaubte und offiziell gutgeheißene Erniedrigung und Entartung. Erst der flammende Protest, die außerordentliche Selbstbesinnung und die Revolte der französischen Jugend gegen diesen elenden Zustand hat uns aus der Verworfenheit befreit. Aber auf ein solches Erwachen wagte ich damals noch nicht zu hoffen, und viele Monate lang habe ich in einer Niedergeschlagenheit gelebt, wovon du die Spuren in meinem Tagebuch finden wirst.“

„Und dennoch hast du gearbeitet?“

„Fast keine schöpferische Arbeit“, antwortete mir Gide; „aber ich habe endlich die Hamlet-Uebersetzung vollendet und bin darüber ziemlich zufrieden. Es war der bewundernswerte Schauspieler Jean-Louis Barrault, der mich dazu gebracht hat, diese lang verlassene Arbeit wieder aufzunehmen, und ich rechne auf ihn, um sie diesen Herbst zur Aufführung zu bringen. Er hat mich auch zu einer anderen Arbeit, die ich eben vollendet habe,

veranlaßt: die Dramatisierung von Kafkas „Prozeß". Eigentlich hat er das Gerippe dazu geliefert, das ich dann mit Fleisch überzogen habe. Und er hat mich auf viele szenische Möglichkeiten hingewiesen, die ich ohne ihn nicht geahnt hätte."

„Aber Prosa hast du nicht geschrieben?"

„Ich habe wöchentlich mein Journal beibehalten, und ein Teil davon wurde publiziert, während ich noch in Algier war. Es ist übrigens sehr scharf angegriffen worden. Ich werde zu der vollständigen Ausgabe meines Tagebuches, die in kurzem erscheinen wird, eine Beilage fügen mit dem Sitzungsbericht der Ratgebenden Versammlung in Algier, wo ein korsischer Abgeordneter meine Verhaftung und Füsilierung forderte, weil ich mit einigen Sätzen unsere Bauern der Normandie beleidigt haben sollte. Sehr ernst war das natürlich nicht, aber es weist doch auf eine ganz bestimmte Geistesverfassung, worunter wir auch jetzt noch leiden.

Viel wichtiger aber als mein Tagebuch ist, glaube ich, mein ‚Theseus'. Ich habe das kleine Buch kurz nach der Befreiung in einer Periode großer Begeisterung geschrieben, und ich hoffe, daß du es ins Holländische übersetzen wirst. Ich gebe dir ein Exemplar und möchte deine Meinung hören."

Noch am selben Morgen, in dem goldenen Sonnenschein, der Paris in seiner ganzen zauberhaften Pracht zeigte, habe ich, auf einer Bank in der Nähe des „Invalides", das Büchlein gelesen.

Es ist wieder ganz der alte Gide, mit seiner Mischung von tiefer Weisheit und schelmischer Spötterei, bisweilen fast prophetisch, aber immer getaucht im Lichte eines milden Humors, der dem Werke etwas ewig Frühling- oder Jugendhaftes verleiht.

„Ich habe es wie eine Art Testament geschrieben", sagt Gide mir später, und in der Tat könnte man in der Diskussion zwischen Oedipus und Theseus, womit das Buch abschließt, ein Glaubensbekenntnis lesen. Gide, unser Gide der „Nourritures terrestres" und der „Nouvelles nourritures" gleicht diesem Theseus, der unersättlich jeder Wonne und Wollust der Erde nachgeht. Nie wird er sich, wie Oedipus, die Augen ausreißen, um „in der Dunkelheit sein Licht zu finden". Nie wird er sich einer Religion anschließen, welche es nötig hat, „die sinnliche Welt zu verneinen, um die Welt der Seelen zu finden". Immer wird er „ein Kind dieser Erde bleiben und glauben, daß der Mensch, wie sündhaft und mangelhaft er nach dem Urteil des Oedipus sein mag, dennoch sein Spiel machen muß mit den ihm gegebenen Karten".

Ist das wirklich das Testament von Gide? Jedenfalls brauchte er es noch nicht zu machen. Nachdem er den „Theseus" geschrieben hatte, hat Gide sein heißgeliebtes Paris wiedergesehen, und er war glücklich, es fast ganz unbeschädigt wiederzufinden; Dank sei unter anderm einem deutschen General, der sich weigerte, den ihm gegebenen Befehl auszuführen und die schon unterminierten Denkmäler von Paris zu sprengen. „Wenn die Geschichte stimmt", sagt Gide, „bin ich der Meinung, daß er einen französischen Orden verdient hat!"

Gide hat Paris wiedergesehen, dann aber, als sollte er damit beweisen, daß er noch immer der alte war, hat er sich unverzüglich wieder auf Reisen begeben. Er entrüstete sich in Aegypten über die schroffe Nachbarschaft tiefster Armut mit üppigstem Reichtum, er reiste nach Syrien und ließ dort die Stimme eines anderen Frankreichs hören als das militärische, das eben mit Kanonen gesprochen hatte. Und eben in den dort gehaltenen Vorträgen

finde ich Worte, die mir nicht wie ein Testament, sondern wie ein Aufruf in den Ohren klingen:

„Ich glaube an die Bedeutung der kleinen Völker. Ich glaube an den Wert der kleinen Zahl. Die Welt wird von den einzelnen gerettet werden."

Vor allem in diesen Worten habe ich meinen großen Freund wieder erkannt, der, so wie er es in seinen „Interviews Imaginaires" sagt, „im Kommunismus nur gesucht hat, was der Christ uns lehrt", aber der „jede Frömmigkeit verwirft, welche die Vernunft bremst oder den Gedanken einer Lösung unterwirft, weil diese nur zu allgemeiner Verblödung führen kann".

In diesen Worten fand ich den tapferen Freund der Jugend wieder, der sich an allererster Stelle kümmert um die „menschliche Würde" und um „die moralische Haltung und Festigkeit, worauf jetzt alle unsere Hoffnung ruht."

Jef Last.

*

Warum wir diesen Bericht, der doch wahrlich nichts „Einschlägiges" enthält, abdrucken? Er ist in mancher Hinsicht ein Dokument gegen die dumm-verallgemeinernde Journalistik, die sich in letzter Zeit breit macht. Ueber die Entgleisung in der gleichen Nummer der „Nation" im „Fall Wenzel" habe ich bereits im Juli-Heft geschrieben. In der „Nation" vom 14. August versucht Dr. W. Abegg eine perverse Homosexualität Adolf Hitlers nachzuweisen. Der Pathologe aus Braunau soll die Zeitschrift „Der Eigene" — eines der besten Blätter unserer Art — sehr eifrig gelesen haben. Ich wage daran zu zweifeln, obschon ja die Lektüre dieser Zeitschrift noch kein Beweis für die gleichgeschlechtliche Veranlagung zu sein braucht. Konrad Heiden, der als einer der sachlichsten „Führer"-Biographen gilt, lehnte schon vor Jahren die These von der Homosexualität Hitlers ab. Wir wollen aber Für und Wider dieser Theorie nicht weiter verfolgen, denn es ist ja leider wahr, daß manche der Nazi-Bestien „homosexuell" lebten. Und hier können wir die sonst irreführende Bezeichnung ruhig stehen lassen, denn diese tierhaften Wesen, die nur irrtümlich ein Menschen-Antlitz trugen, lebten ja nicht erotisch, d. h. nicht in einer tieferen körperlich-seelischen Bindung. Die „Nation" unterstützt aber beim Durchschnittleser eine falsche Vorstellung, wenn sie Homosexualität immer nur dann berührt, wenn es gilt, kriminelle Abgründe aufzudecken. Ob sie sich wohl darüber klar ist, daß André Gide seit Jahrzehnten in seinen Werken „Corydon", „Falschmünzer", vor allem aber in seinem Tagebuch, sich offen und ehrlich zu der Kameraden-Liebe bekennt? Wenn man für Recht und Freiheit einstehen will, für absolute Gerechtigkeit, dann müßte man logischerweise auch dort die Liebe zum Geschlechtsgleichen erwähnen, wo es sich um hervorragende Köpfe handelt. Jef Last, sicher kein Bourgeois im Sinne der „Nation", der Autor des Romans „Zuidersee", der jetzt in der Büchergilde herausgekommen ist, Jef Last, der nicht nur ein bekannter holländischer Schriftsteller ist, sondern auch jahrelang an der Spitze der holländischen Widerstandsbewegung stand, zählt André Gide zu seinen Freunden! Es ist sicher nicht wichtig für die Welt, ob ein großer Mann mit einer Frau oder einem Jüngling den Liebesrausch erlebt. Es wird aber wichtig, darauf hinzuweisen, wenn die Neigung zum gleichen Geschlecht immer nur dann erwähnt wird, wenn es sich um Vergehen oder gar um Verbrechen handelt. Auch die deutschen Kommunisten und Schriftsteller Ludwig Renn und Richard Linsert haben schon vor Jahrzehnten im eigenen Lager gegen diese schiefe Haltung

gekämpft und es wird gerade auch heute wieder eine ungeheure Aufklärungsarbeit von Mensch zu Mensch brauchen, um diesem Unsinn langsam ein Ende zu machen.

„Wir" aber wollen uns über das „Wiedersehen mit André Gide" doppelt freuen, weil dieses Interview der beste Beweis ist gegen „die Homosexuellen", das schönste Zeugnis für die Homoeroten, ein Dokument wahrhaft europäischen Geistes von einem überragenden Manne unserer Art, vor dem jedes Spießergekläff links und rechts verstummen muß. Auch an diesem Beispiel erkennen wir wieder, welche bedeutsame Frage Kurt Hiller aufgeworfen hat und wie ungeheuer wichtig es wäre, gegen eine Bezeichnung anzukämpfen, die die wirklichen Zusammenhänge nie erfaßte und viel zu der Verwirrung beigetragen hat, mit der man eine Liebe bezeichnet, aus der heraus seit Jahrtausenden für die Menschheit Unverlierbares geschaffen wurde.

Rolf.

Der Geburtstag

von René König, Zürich

Herr Johannes Byland zählte bald fünfzig Jahre. Er strotzte von Gesundheit, besaß ein Gut und einen Haufen Geld. Jeden Tag warf er einen Blick in die französischen Humanisten, pflegte sich peinlich, machte morgens, mittags und abends Toilette, empfing jedoch niemanden und ging nirgends hin. Nicht daß er von den Menschen verabschiedet worden wäre. Er selber hatte genug. Die Provinz war armselig und die Verwandschaft fand er töricht. Das Alleinsein dünkte ihn reizvoll. Aber so herzhaft er lachen konnte, so sehr ihm sonst das Leben gefiel, er litt, still und heimlich, beinahe lächelnd. Er war ein Melancholiker bester Güte.

Die Leute sprachen nur ehrfürchtig von ihm. Er hatte eine Orgel in die Dorfkirche gestiftet, bezahlte den Arzt für arme Leute, und wenn Feste veranstaltet werden sollten, so steuerte er stets eine große Summe bei. Er verscheuchte anderen gerne die Sorgen, nahm ihnen das Bündel von der Schulter und rettete großzügig, was zu retten war. Für einige Landstreicher war er sogar der liebe Gott, der niemals versagte.

Von Angehörigen duldete er weder Vertraulichkeiten, noch bemäntelte Visiten oder unklare Briefe. Nur einer durfte sich alles erlauben. Der Neffe Viktor. Ein Achtzehnjähriger, der ihm ins Auge paßte, wie nichts auf dieser Erde. Wenn der Junge anrückte, dann war es aus mit der Schwermut. Viktor durfte ihn Onkel Jean nennen, auf die Schulter klopfen, neckisch an den Ohren zupfen und sogar als weißhaarigen Esel bezeichnen. Viktor war sein Erbe, und damit basta.

Eines Tages wurde Onkel Jean fünfzig Jahre alt. Am Morgen blies die Dorfmusik vor dem Hause, der Gemeindepräsident hielt